

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 281.

Mittwoch, 2. Dezember

1925.

Vom Weibe bist du.

(14. Fortsetzung.)

Roman von Fritz Philippi.

(Nachdruck verboten.)

Aber der Zwillingbruder blieb dabei, heute nichts wert zu sein, und vertete sich in die Eulenburg.

Konrad hat doch eine Weltreise gemacht und kam als ein anderer zurück, von niemand gekannt.

Er aß sein Abendbrot von einem schadhafte[n] Teller, nachdem er ihn vorsichtshalber gereinigt, und lächelte vor sich hin. Künftig, bald schon, hatte er's besser!

Er lächelte wieder und lehnte mit weiten Augen im Altväterstuhl zurück. Sie würden sich wundern, alle Getreuen in der Eulenburg, welche eine große Überraschung, ein wunderbares Reisemittbringsel unterwegs war. Heute noch nicht, aber bald!

Abudi sah ihm auf der Schulter und knippte Herrchen ins Ohrfläppchen. Er wollte auch sein Anteil und knapperte Sonnenblumensamen aus Konrads offener Hand.

Heute ist ein Fest, ein heimliches, hohes Fest in der Eulenburg. Alle Leuchter und Lampen im Haus müssen brennen. Gewänder sollen rauschen und knistern über die Diele. Die Eulenburg soll sich daran erinnern, daß ehemals Fürstinnen in ihr wohnten.

Zwei hohe Römer füllt Konrad mit Wein und stößt an, daß der silberne Klang durch die lauschende Stille schwingt.

Willkommen, Anny! Willkommen, die beiden jungen lieben Dinger, deren Augen sich noch nicht vorm Leben fürchten!

Ein schwerer, sehnsüchtiger Hauch schwebt zum Fenster herein. Königinnen stehen im Garten und atmen laut; sind angetan mit goldnen, weißen und purpurroten Kleidern.

„Noch sind die Tage der Rosen . . .“

„Gute Nacht!“ knarrte Abudi schlaftrunken, und die Standuhr fällt ein mit heiseren Schlägen.

Wo ist Konrad Hüfling hingefahren in seinen Träumen? Draußen stehen die Sterne an ihrem ewigen Ort und bezeugen ernst und heilig, was sie wissen: Die Eulenburg ist seit alters ein Sitz von Fürstinnen, aber ein Witwensitz.

Konrad soll kein Brauthaus daraus machen und nicht sagen, nachdem Hans Böhm knapp die Augen geschlossen hat: „Anny ist frei!“ Sondern er soll wissen, daß Anny in Witwenkleidern kommt und samt ihren Kindern bei ihm eine Zuflucht sucht.

An sich soll er nicht denken.

Fernher klingt Musik. Es ist einerlei, wer sie bezahlt hat. Konrad ergreift das zweite Glas. Er weiß jetzt den stummen Gast, für den er es eingegossen hat.

Es gilt den Manen Hans Böhms, der das Sterben tapfer gelernt hat!

Das leere Glas schwingt der Freund durch die dunkle Fensterwölbung und hört, wie es unten leise aufschlägt und zerklirrt.

Konrad weiß, was er zu tun hat. Kaum war er wach geworden, als ihn der Gedanke vorzeitig aus dem Bett trieb, die Eulenburg einmal genau zu besichtigen. Er tut's mit kritischen Augen. Nichts war ihm gut

genug. Das Haus war ein alter verwahrloster Kasten, eine Junggesellenhöhle. Nur zum kleinen Teil benutzte Konrad seine Dienstwohnung. In der Hauptsache war die Eulenburg Magazin der Zuchtstausverwaltung, Lager für die Schneiderei und Stuhlfabrik.

Das wurde jetzt anders. Eine gelinde Verzweiflung erfaßte Konrad. Das hatte er ja gar nicht gewußt, wieviel hier gebessert werden mußte, bis man Damen empfangen konnte, ohne sich in Grund und Boden zu schämen.

Konrad richtete sich straff auf und kniff die Lippe ein. So trat er vor Direktor Flaad. Er bedürfte künftig seiner ganzen Dienstwohnung und verlange, daß sie instand gesetzt werde.

Flaad war fassungslos. Sein Mund klappte auf und zeigte die lückenhafte Zahnreihe. Dann aber trat die Bandsäge in Tätigkeit, in immer höheren Tönen.

Wie und wozu das auf einmal? Wollte sich der Kollege verheiraten?

Konrad errötete und versuchte knapp und höflich darzulegen, warum die Bretter und Vorräte nicht länger in der Eulenburg lagern sollten, die Mäuse nicht mehr ein freies Räuberleben führen und die Tapeten nicht als Trauerfahnen von den Wänden hängen sollten. Aber Flaad sagte weiter.

Weil die Frau Dr. Böhm einziehe? In welchem Verhältnis stand der Kollege zu dieser Dame und ihren Töchtern? Wollte er an sie vermieten?

Rücksichtslos wie einen neueingelieferten Sträfling fragte ihn Flaad aus.

„So? Als Hausdame war die Frau Doktor engagiert? So—o—o!“

Nun war Konrads Geduld abgelaufen. Herrisch fuhr er empor, daß Flaad verstummte.

„Das geht Sie alles nichts an! Ich verlange, daß meine Dienstwohnung geräumt und hergestellt wird. Bis morgen erwarte ich schriftlichen Bescheid auf meiner Stube.“

Und schlug die Tür ins Schloß. Flaad hatte große Augen gemacht, als sehe er einen neuen Menschen.

So mußte man Flaad behandeln. Wenn man ihn anschnauzte, erwachte in ihm der Feldwebel, der vor dem Zorn des Vorgesetzten die Knochen zusammensetzt, um hernach wie ein großer Köter wütend über alle kleinen Hündlein herzufallen.

Selbst die Gefangenen wußten, daß mit dem Direktor am besten fuhr, wer sich nichts gefallen ließ.

Flaad trat in Konrads Stube als ausgewachsener, versetzter Biedermeier und war der „jemütlichste Mensch von der Welt“. Er war jetzt voller Interesse für des Kollegen Reiseerlebnisse. Aber Konrad hütete sich, mehr zu verraten, als daß die Frau Doktor wohlhabend sei.

Flaad machte runde, hochachtungsvolle Augen. Als sein breiter Rücken durch die Tür entfiel, wußte Konrad, daß heute noch dem Stadtklatsch ein ausgesuchter Bissen zugetragen wurde.

Man denke: Der hoffnungslose Junggeselle Konrad

Hüßling, an dessen dreifach gepanzerter Brust jahrelang die feurigen Blide der angejahrten Stadtschönen abprallten, entpuppte sich als Verhrer des schönen Geschlechts. Damen bezogen die Eulenburg, gleich drei auf einmal.

Das war schier unglaublich. Noch zur späten Stunde riß eine berbe Hand an der Schelle. Des Apotheker Katerleds Schatten stand vor der Tür, in Seelenangst um seinen Zwillingbruder.

Einen ganzen Harem wollte sich der Freund ein- tun? Katerled hatte seine Mischung mitgebracht, als Gegengift gegen Liebeskummer.

Undankbare Welt! Statt den barmherzigen Bruder aufzunehmen, verbat sich eine scharfe Männerstimme vom Fenster auf die dunkle Gasse hinaus jede Einmischung in die häuslichen Angelegenheiten der Eulenburg. Dem Apotheker Katerled blieb nichts übrig, als trauernd mit seiner Mischung über das holprige Pflaster davonzustolpern. Auch kam mit drohendem Geknurr ein Hund, der womöglich toll war.

Von Stund' an wurde im Walfisch und auf der Regelbahn im Kasino von dem Inspektor Hüßling in jenem mitleidig wohlwollenden Ton geredet, den „Gott sei Dank gesunde“ Leute einem hoffnungslos Kranken gegenüber anwenden.

Die Erneuerungsarbeiten in der Eulenburg vollzogen sich unter der fortgesetzten Anteilnahme des Städtchens. Für Konrad aber bedeuteten sie eine Leidenszeit.

Flaad hatte wohl nachgegeben, aber er rächte sich durch eine Politik der Nadelstiche.

Selbstverständlich wurden die Arbeiten, um zu sparen, durch Züchtlinge ausgeführt. Und Flaad hatte zu entscheiden, wann Arbeitskräfte verfügbar seien.

Es gab Hinderungsgründe, das Schicksal schickte sie. Unpflöglich mußten die Weißbinder abziehen und hinter sich alles im Schmutz zurücklassen und halbfertig. Wer konnte gegen das Schicksal? Und wenn sich niemals Hinderungsgründe einstellten, sobald die Bandsäge oder Madame Flaad im Garten etwas zu tun hatten? Dann war diesen das Schicksal gnädiger.

Das hätte Konrad einsehen müssen, statt vor Flaads Unschuldsmiene und seinem Hände-in-den-Hosentaschen sich schier zu verzappeln.

„Ich bitt' Sie, lieber Herr Kollege! Was kann ich dafür, daß der Mauz rapplig wurde und sich nur vorübergehend hier aufhalten wollte. Im Hof war's so dunkel, daß man den Ausreißer kaum von der Mauer unterschied. Da muß zuerst der ganze Hof weiß jetücht werden.“

Bis zur Stodwerkhöhe bekam die graue, herrische Mauerfront einen weißen Schurz, der nach Westen weithin leuchtete, und die Eulenburg mußte warten.

Obendrein war der Inspektor Hüßling an dem Ausbruchversuch des Lebenslänglichen Mauz mitschuldig. Der Hausvater, sozusagen wußte das mit seiner sanftesten Stimme anzubringen. Die schweren Schlüssel klirren ihm am Mützenrand. Lebenslängliche vertragen es nicht, wenn sie von draußen etwas hörten, gar von der Frau. Seitdem der Herr Inspektor dem Mauz erlaubte, seine Frau wiederzusehen, war dieser ein Teckessel, sozusagen. Er wollte wieder einmal, ein einzigmal, daheim am Tisch sitzen bei Frau und Kindern.

Nun hatte Mauz den Zuchthausknall, hockte in den Katalomben an der Erde, von Ketten belastet und bewegte geistesabwesend den Kopf herüber und hinüber.

Konrad wandte sich ab, während der Hausvater hinter ihm her lächelte. Einem Herrn Oberbeamten höflichst einen Fehler nachzuweisen und dabei durch die Zustimmung eines noch höheren Vorgesetzten gedeckt zu sein, war für die Unterbeamten eine Extrastunde.

Die Zeit schlurft mit den Lünchern aus der Eulenburg und holte die Anstreicher herein mit ihren Far- bentöpfchen.

In acht Tagen wollte Frau Anny einziehen. Sie freute sich darauf, in ihre neue Heimat zu kommen. Sie war beim Einpacken und es war ihr zumute, als stürbe Hans zum zweitenmal, und Stück für Stück werde ihre

Welt zerbrochen. Wenn sie sie erst wieder aufgebaut hätte!

Konrad trug Annys Brief ständig mit sich herum. Er konnte Anny nicht länger warten lassen und konnte doch keinem Menschen, am wenigsten Flaad, sagen, warum.

Herrschaft! Nun mußte sich Konrad mit der Bandsäge abquälen wegen der Tapeten; immer wollte Flaad die billigste. Er hatte obendrein recht und wies mit dem schwarzen Fingernagel auf die Regierungsverordnung, danach für eine Inspektorenwohnung die Tapetenrolle höchstens 40 Pfennig kosten durfte.

Warum war der Herr Kollege so aufgeregt? Er hatte natürlich gar keine Ursache dazu. — Merkwürdig, für die Frau Doktor war ihm nichts gut genug.

Konrad stand dabei, hielt krampfhaft die Hände auf dem Rücken zusammen und kniff die Lippe ein.

Endlich war die Eulenburg notdürftig empfangsbereit. Leuchtend ging die Sonne auf und stand den ganzen Tag am Himmel, so wolkenklar, als sei des Städtchens beste Zeit noch einmal wiedergekehrt. Noch einmal sollten Fürstinnen in prunkhaften Kutschen durch die Gassen kutschieren. Hofluft war ohnedies noch im Städtchen zu spüren; ein Hauch von Leichtsin und Wohlleben, der hinter den entschwindenden Staatskarossen sich merkwürdig lang als Nasgerüchlein er- hielt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Reise ins Wahre.

Goethe-Skizze von Paul Burg.

Raumburg, früh 5 mit Tags Anbruch komme ich an. Ein wunderbares Liebes Dämmerlicht schwebt über allem. Ich habe viel gefroren und was das beste ist, auch viel geschlafen. Seht schläft du auch! vielleicht wachst du einen Augenblick auf und denkst an mich. Ich bin ruhig, denke an dich, und von dir aus an alles was ich lieb habe.

Wie anders! Lieber Gott wie anders? als da ich vor zehn Jahren als ein kleiner eingewickelter seltsamer Knabe in eben das Posthaus trat. — Wie viel hat nicht die Zeit durch den Kopf und das Herz müssen und wieviel wohler, freyer, besser ist mir's nicht.

„Se, holla, guter Freund! Wenn Sie auch auf Leipzig wollen und ebenso durchgefroren sind von diesem verfluchten heurigen März; so lassen Sie endlich das Papierbekleiden an die Braut sein und trinken einen Schluck mit unsereinem — wenn's auch bloß Frankfurter Appelpfein ist,“ rief ein behäbiger und vermunter Passagier aus seinen Pelzen den schreibenden jungen Mann im Posthause an und schälte eine wohlachütete Flasche aus seinem Paket.

„Auf der Stell! Bist gar ä Frankfurter?“
Streuland rasselte übers könnige Papier und stiebt ins Häßchen zurück. Schlankte Finger falteten das Brieflein und die eilende Feder versah es mit der gefasteten und doch liebevoll ausgestrickelten Aufschrift: Der Frau Hofstallmeisterin von Stein, Schloß Kochberg im Gotthausen. — Nun blideten die braunen Augen des Schreibers voll und leuchtend vom Papier auf und musterten den Weinspender mit Begehen.

„Ein Landsmann!“ rief dieser aus und stellte logleich in echtem Frankfurterisch Fragen über Fragen nach Vater und Waterhaus, Profession und jetzigem Wohnort, wie die Braut denn heiße und ob sie auch vom Maine gebürtig. Wobei er einen schönen Polal aus dem Lederbehälter zog, einschenkte und den funkelnden, duftenden Trank kredenzte. „Zum Wohle — sehr zum Wohle, junger Landsmann!“ schloß er in betontem Hochdeutsch mit höflicher Verneigung.

Der andere trank und antwortete ihm dann ebenso, aber nicht ein einzig Wort auf sein vieles landsmännisch neugieriges Gefrage.

„Bloß Frankfurter Appelpfein — sagten Sie? Sind nicht auch jene Apfel gleich unseren Reben daheim am Rhein und am Main gebaut, gewachsen und gelesen, gefeltet mit aller Sonne Gottes und aller Liebe der Menschen? Nun ist es Wein und wärmt uns diesen Morgen wie Totager und Champagner. Da, sehen Sie die ersten Sonnenstrahlen jenen alten Giebel vergolden und den Himmel röten. Grad ebenso verklärt uns dieser Trunk Wein den neuen Tag, und ich will, so wahr ich lebe, auch nicht die kürzeste Reise wieder machen ohne Wein mitzunehmen. Allerdings soll man sich auch im besten Genießen vor Übertreibung hüten, lieber Herr.“

Der Frankfurter hatte in die klingende Stimme gehorcht

und auf das entschlossene Gesicht, die übergroß leuchtenden Braunaugen des Sprechers geblickt — nun schenkte er hastig von neuem ein und kredenzte den Trank.

„So vernünftig hab ich's mein Lebtag noch nicht gehört. War unterwegs im Fuldaischen ein Kerl, der allem Wein und Biere flucht, es sei vom Teufel. Ist denn ein Unterschied zwischen dem Kornbauer und dem Weinbauer? Wachsen Gerste und Rebe nicht auf der gleichen Gotteserde? hab ich mich gefragt. Der Tadler war denn auch ein verstoffenes Laster mit steifen Beinen und harter Leber, zeitlebens ein Tagdieb und ein Vieh vor dem Brotteller wie im Weinschant.“

„Allen Menschen hat Gott den Wein und die Vernunft gegeben. Brot bäckt der Mensch überall. Ich bin vorig Jahr hier in diese Gegend gekommen, zu guten Menschen und edlen Freunden — aber es ist ein raues und unwirtlich Land, lieber Herr. Früh schon beginnt es zu wintern und will noch jetzt in letzten Märztagen mit Schnee und Frost kein Ende nehmen. Was wär' ich Kind vom Main hier im Norden ohne den Wein, diese Sonne im Glase, wie sie auch geheißen sein mag! Wein bringt Freude, bringt Gedanken und läßt dich alles vergessen, was der Alltag Störung und Beschwernis hat. Beim Weine dichten!“ rief er aus und brach schnell und ein wenig verfürzt ab, daß der gute und gastfreie Frankfurter ja nichts merke und ihn noch mehr mit Fragen quäle.

Aufs neue glückernde der Wein ins Glas und düstete durch die Poststube. Draußen wurde schon die Peitsche geknallt. Also galt es, noch schnell den Brief zu expedieren. — Hernach saßen sie beide in der Leipziger Chaise und fuhren aus der Stadt. Frühsonne hing wie krönendes Gold in den Bergen über der Saale. Und der jüngere von den beiden Reisenden im Wagen zeigte hinauf.

„Auch hier bauen sie einen Wein an den Kalkfelsen und begen ihn mit so großer Liebe, wie man ein verkrüppeltes Kind umsorgt. Kühnendes Wöltchen — ihr Wein ist auch trinkbar und gut zum Vermischen. Mich mutet solch ärmlicher, beharrlicher Weinbau immer an, als bangten die Menschen mit allen Kräften, es könne ihnen das Geschenk des Himmels, der Wein, genommen werden. Wie sähe dann unsere Welt aus, Herr?“

„Das fragen Sie einen, klugen, jungen Freund, der am Rheine von Weinbauern geboren, viel im Land gewandert und gefahren und am Maine beheimatet ist! Kann überhaupt ein Mensch mit Vernunft auf den abstrusen Gedanken kommen, den Wein aus dem Leben der Welt wegdenken zu wollen? Sie nannten ihn vorhin im Raumburger Posthause die Sonne im Glase — das war ein schönes Wort.“

„Nichts ist so absurd — es findet seinen Verfechter. Die im frühen Leben gelumpft und gepumpt, gelogen und betrogen haben, sie rutschen sich in Alterszeiten die Knie vorm Altare wund. — Aber weg mit solchen Gedanken! Da, sehen Sie die Sonne, unser aller Sonne!“

Sie fuhren im Tale auf Weiskensfels, durchquerten die Stadt und erfuhren die Höhe. Die blinkende Saale blieb hinter ihnen. In einem Dorf am Hang war Pferdewechsel — vorm „Weissen Schwan“. Man mußte warten. Der alte Frankfurter vertrat sich die Füße auf einem Morgengangs ins Dorf. Der Jüngere sah im „Schwan“ und schrieb wieder sein Briefchen:

Vormittag halb 10 Rippach in der Chaise vorm Posthause. Bist die Pferde kommen, ein Wort. Sinter Raumburg ging mir die Sonne entgegen auf! Liebe Frau ein Blick voll Hoffnung und Verheißung — die Morgenluft so erquickend, der Duft zwischen den Felsen so schauerlich. Die Sonne so golden blinkend als je. —

Nicht diesen Augen nur, auch diesem Herzen —
Nein! es ist der Born der nie versiegt. Das Feuer das nie verlischt, keine Ewigkeit nicht! beste Frau auch in dir nicht, die du manchmal wünschst der heilige Geist des Lebens habe dich verlassen.

Der alte Frankfurter erforschte draußen neugierig den Namen seines Landsmannes und Mitreisenden aus dem Postbuche: Doktor J. W. Goethe.

Des Lebens Wert.

Nicht Ruhm, nicht Reichtum ist der höchste Segen,
Den dir das Leben zu verleih'n vermag.
Doch wenn sich Hände in die beinen legen,
Wenn du sie streckst auf starren, steilen Wegen
Und jäh du spürst: Die Sonne naht, der Tag!
Wenn Liebe heimkehrt, die du selbst gegeben,
Dann sei gewiß, dann war es reich, dein Leben.
Rudolf Herzog.

Silben-Kreuzwort-Rätsel.

1			2		3	4
		5		6		
7	8			9	10	
				11		
12					13	14
		15				
16	17				18	
19		20		21		22
			23	24		
25						26

Aus den Silben ar — bi — bie — er — fa — ga — ge — ge — gel — gel — ger — go — la — la — lan — lar — lo — lon — lu — mi — na — na — nal — ne — ne — ne — ne — no — no — plan — ra — re — ren — ri — rin — ro — ser — si — sie — ta — ta — ta — tal — tar — te — te — to — tur — val — ve — ve — vi — vt sind 32 Worte zu bilden und so in die Figur einzuschreiben, daß jedes freie Feld von einer Silbe besetzt wird. Die Worte bedeuten: Wagerrecht: 1. Geistlicher. 3. Tier. 5. Kurort. 7. Vorgebirge. 9. Französischer Vorname eines Romanhelden. 12. Inneres Organ. 13. Komponist. 15. Sonntag. 16. Gegensatz von Kunst. 18. Wasserweg. 19. Ehemalige Stadt. 21. Trubel. 23. Tätigkeit eines Gewerbetreibenden. 25. Vorort von Berlin. 26. Peinlich. — Senkrecht: 1. Genußmittel. 2. Tracht. 4. Weibliches Wesen. 5. Mond. 6. Jurist. 8. Abteilung. 10. Fremdländischer Dichter. 11. Menschenart. 12. Stadt. 14. Roman von Zola. 17. Maschine. 18. Waffe. 19. Was der Arzt schneidet. 20. Kaufmännischer Ausdruck. 21. Transportmittel. 22. Apocryph. 24. Amtszeichen.

Auflösung des Silbenkreuzworträtsels in Nr. 275: Wagerrecht: 2. Senegal. 4. Salami. 5. Venkerin. 6. Zita. 8. Rheu. 10. Benedig. 11. Nerven. 12. Fama. 13. Poëtie. 14. Rondo. 15. Lea. 18. Attila. 19. Füllfuder. 20. Garage. — Senkrecht: 1. Senne. 2. Seminar. 3. Gallenstein. 6. Zigeunerbaron. 7. Venezuela. 9. Ave Maria. 16. Malaga. 17. Gefüge. 21. Rabatt.

Welt u. Wissen

Künstliche Ernährung von Pflanzen. Eine ganz neue Art der Ernährung der Pflanzen, die für die Pflege und Behandlung der Pflanzenwelt von großer Bedeutung zu werden verspricht, ist von dem kalifornischen Zoologen Prof. Lipman ausgearbeitet worden. Der Gelehrte benutzte, wie in der „Umschau“ berichtet wird, Einspritzungen von Salzlösungen, um damit kranke Fruchtbäume zu heilen. Die natürliche Methode, Bäume mit Hilfe von Düngemitteln durch den Boden mit Nahrung zu versorgen, wird so durch direkte Ernährung und künstliche Behandlung ersetzt. Zunächst wendete man diese neue Art bei Zitronenbäumen an, die an Chlorose litten, der Krankheit, die die Blätter gelb werden läßt und die Bäume am Tragen von Früchten verhindert. Es wurden in Stämme von Bäumen, die schon drei Jahre lang krank waren, Löcher gebohrt, Glasröhren eingeseigt und diese lösliche mit einem besonderen Wachs eingefettet. Daran wurden Behälter angebracht, die eine Lösung von Eisensalz enthielten. Die Stämme lögen dann diese Lösung in ihrem Innern auf. Bei dieser Behandlung waren bereits in drei Wochen die gelben Blätter wieder grün und die Äste zeigten Fruchtmass. Auch durch Einspritzung von Kalksalzen konnten Zitronenbäume vor Schäden an den Blättern bewahrt werden. Durch dieses neue Verfahren können nun den Bäumen und Pflanzen die wichtigsten Salze, deren sie zum Wachstum bedürfen, direkt zugeführt werden, ohne daß man den Boden berührt. Diese unmittelbaren Einspritzungen der Nährstoffe haben den Vorteil, daß alle die Störungen vermieden werden, die durch die Verschiedenartigkeit der einzelnen chemischen Reaktionen des Bodens verursacht werden. Man beschäftigt sich auch mit Lösungen zu arbeiten, die für schädliche Insekten giftig, für die Bäume aber unschädlich sind. Dadurch würden unter Umständen den Pflanzen Kräfte zugeführt, durch die sie sich selbst gegen Parasiten schützen können.

„Rheinsagen“, dem deutschen Volk — der deutschen Jugend gewidmet von Karl D'Estér. Mit acht farbigen Einschaltbildern und vielen Schwarzweiß-Zeichnungen von Karl Mühlmeister. (Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart.) Kaum ein deutscher Fluß führt so viel vom Gold alter Volkspoesie mit sich wie der Rheinstrom. Hier hat ein wechselfolles Geschehen einem steterfrohen Geschlecht Stoff geliefert, hier spinnt sich, wie kaum sonstwo in deutschen Landen, der Esen der Sage um verbröckelnde Burgentrümmer, klettert der Schall durch Rebgehänge und winklige Gassen, macht nicht immer Halt vor den Toren der stolzen Dome und der zahlreichen Kapellen. Die neue Sammlung von Karl D'Estér will einen bunten Blumenstrauch aus diesem reichen Garten winden. In neun Abschnitte gegliedert, begleitet sie den Fluß von der Quelle bis zum Abschied aus deutschem Land. Sie läßt die Sagen durch sich selbst wirken ohne gelehrtes Beiwerk, läßt die verschiedenen Formen der Überlieferung nebeneinander erklingen, beginnend mit Berichten der Chroniken, über die Versdichtung und die kunstvolle Prosaform neuzeitlicher Sagenzähler, bis zur betteren Form der Mundart.

* Timm Kröger: „Heimkehr“. Skizzen aus meinem Leben. (Verlag Georg Westermann, Braunschweig.) Dichterische Phantasie gestaltet in diesen Skizzen kleine Kunstwerke, über denen Erdgeruch und Sonnenlanz schwebt, und die teils durch ihren betteren Humor, teils durch ihre schlichte Tragik uns menschlich nahekommen. Wer zugleich ein Dichter und den Menschen Timm Kröger kennen und — was hier das selbe ist — schäken lernen möchte, greife zu diesen von köstlichem Humor getragenen, leicht lesbaren Geschichten.

* Sophie Klock: „Johannistrieb“. Engelhorn's Romanbibliothek, 38. Reihe. Band 22/23. (J. Engelhorn's Nachf., Stuttgart.) Wenn das Leben an die Grenze kommt, wo das Alter über den Jaun steht, wird den Menschen angst. Plötzlich steht alles vor ihnen, was sie nicht besitzen, nicht genießen haben, und die leidenschaftliche Gier packt sie, noch einmal das heisse Leben an sich zu reißen, noch einmal den Becher bis zum Grunde zu leeren. Das Buch klingt nicht aus in hellen Fanfaren, aber es liegt über seinem Ende wie das klare Abendlicht eines Spätsommertages; es ist ein echtes Frauenbuch, das uns die reife Kunst der rühmlichst bekannten Erzählerin hier geschenkt hat.

* „Dreitausend Jahre Rom“. Kulturhistorische Wanderung durch die ewige Stadt. Von F. C. Dunbar von Kaldreuth. (Verlag von Quelle und Meyer in Leipzig.) In diesem prächtigen Werk zieht diese 3000jährige Entwicklung in 27 klaren und farbenprächtigen Kapiteln am Leser vorüber. Inhablich wie farbenreich gleich formvollendet, führen sie ihn aus sagenhafter Vorzeit bis in die unmittelbarste Gegenwart. Ganz neu und eigenartig ist die Form der Darstellung. Jedes Kapitel gibt ein historisches Gemälde des betreffenden Jahrhunderts als theoretische Einleitung und geht dann über in eine anschauliche Wanderung durch die sich ewig verwandelnde Stadt. Urwälder gehen in Flammen auf, flüchtige Hirten siedeln auf dem Palatin, ein König fährt zum Forum und ein Senator eilt zur Curie. Der Triumph des Augustus zieht an uns vorüber, wir nehmen teil an Festspielen im Kolosseum, römischen Gastmählern und Empfängen im kaiserlichen Palaste. Die Wellen der Völkerwanderung brausen über die Stadt und es bleiben gigantische Ruinen. Das Mittelalter bringt den neuen Glanz des päpstlichen Hoflebens und der Kaiserkrönungen. Barock und Rokoko prägen dem Gesichte der Stadt neue Züge auf, Goethe wandert durch ihre Straßen und Byron, und schließlich fahren wir im Luxuszug im königlichen Rom des heiligen Jahres 1925 ein. So schließt sich ein malerisches Bild an das andere leuchtend in aller Farbenpracht, sich abhebend vom Dunkel tiefter Schatten. Im Schicksal der einen „ewigen“ Stadt offenbart sich der Abotismus der Weltgeschichte. Die Ausstattung ist muster-gültig. Außerst geschickt ausgewählte Tafeln sind in den Text hineinkomponiert. Eine farbige Karte des alten Roms sowie zahlreiche Kartenstissen erleichtern dem Leser die Orientierung. Ein hervorragendes Weihnachts Geschenk.

* Gudmundur Kamban: „Ragnar Finsson“. Roman. Berechtigte Übertragung von Elise von Hollander-Losow. (Verlag Georg Westermann, Braunschweig.) Einen psychoanalytischen Roman könnte man dieses Buch eines Isländers nennen, wäre es nicht weit mehr: ein Kunstwerk, das in wundervoll gezeichneten Bildern jenen geheimnisvollen Zwang der Entwicklung ahnen läßt, unter dem sich Gied um Lied der Kette menschlichen Schicksals zusammenfügt. Ein

außergewöhnlich begabtes, alle Eindrücke innerlich verarbeitendes Kind ist dieser Ragnar Finsson. Es scheint ihm Schicksal zu sein, gerade dann, wenn er das Gute will, wenn er nach dem Höchsten strebt, entweder an der Lücke des Objekts zu scheitern oder bei den Menschen auf Unverständnis für seine weitgesteckten Ziele zu stoßen. Dann steigt Bitterkeit und Härte bis zur Brutalität in ihm auf. „Heute wollte er gut gegen alle sein“, so beginnt das Buch, immer wieder kehrt das Motiv, aber die Entwicklung führt über den Mißerfolg, der ihn, den Begabtesten unter seinen Altersgenossen, auch im praktischen Leben verfolgt, in den Abgrund: in seiner Notlage wird der Verzweifelte zum Dieb, das amerikanische Gefängnisleben drückt ihn weiter hinab, Laster und Leidenschaften gewinnen Herrschaft über ihn, er wird zum Mörder. Nun erfährt sein Sohn vom Schicksal des Vaters. Wird es ihn niederdrücken, ihn mit hinwegspülen? Er dümmt sich dagegen auf mit der ganzen Kraft seiner Jugend. Er kämpft mit sich wie einst sein Vater als Kind mit sich gerungen hat! „Heute wollte er gut gegen alle sein...“

* D'fried von Hanstein: „Semiramis“. Ein Roman aus der Grenzzeit zwischen Sage und Geschichte. — „Avischa“. Roman aus der Zeit Muhammeds. (Verlag von Grunow u. Co. in Leipzig.) In „Semiramis“ erblickt die Gestalt dieser halb sagenhaften königlichen Dirne vor unseren Augen, während gleichzeitig das Atlantisproblem aufgerollt und die uralte Goldstadt Tartessos, in der neue Forscher Atlantis zu erkennen glauben, den Ort der Handlung bildet. „Avischa“ führt uns in die Zeit Muhammeds, des Propheten und läßt sein Leben und die romantische Geschichte seiner Lieblingsfrau Avischa an unseren Augen vorbeiziehen. Gemeinsam ist bei den Romanen die spannende, lebendige Handlung, das glücklich getroffene Zeitolorit und die Art und Weise, in der der Verfasser uns seine Gestalten menschlich näher zu bringen versteht.

* „Sizilienfahrt“. Mit dem A. D. A. C. im Auto zur Tarax- und Coppa Florio von August Christ. (Export-Courier, A.-G., Abt. Buchverlag, Frankfurt a. M. 10.) Ein Buch, das den Leser in überaus lebendiger, fesselnder Darstellung über die vereisten Alpenpässe hinunter nach dem heißen Süden, bis zur fernen Insel Sizilien führt. Ein Stück interessanter Postkartenromantik im Zeitalter des Motors. Für den Sportsmann und jeden Freund guter Reisebeschreibungen eine lohnende und dankbar Lektüre.

* Gustav Wolf: „Die Reise nach Tetuan“. Das Erlebnis eines Malers. (Walter Hübner Verlag, Stuttgart.) Aus diesem „Reisetagebuch eines Malers“ steigt es gebetnisvoll auf: Bild und Wort singen betörende Melodien von dem Sonnenlast über spanischen Städten, von dem wilden Hershlag des Meeres. Am Horizont tauchen ferne Küsten auf, im Dunst der Atmosphäre eilen träumend Schiffe auf sie hin. Kathedralen leuchten in unnahbarer Würde. Und dann: dunkle afrikanische Gassen, darin Gestalten in weißen Gewändern. Propheten, Bettler, Bazare — darüber strahlender, unerbittlich blauer Himmel. Text und Bilder ein einsiges Kunstwerk, schlicht und einfach, ohne jede präntöse Geste. Die Reproduktionen sind vorzüglich: 16 Tafeln in Vierfarbendruck, 80 größere und kleinere Bilder in den Text hineingestellt in einer Reproduktionstechnik, die den feinsten Strich des Stifts, die kleinste Zufälligkeit des Korns und jede verhauchende Weichheit der Linie originalgetreu vermittelt.

= Trio für Klavier, Violine und Violoncello von Gustav Cords, op. 61. (Verlag von Chr. Frd. Bieweg, Berlin-Lichterfelde.) Der fleißige Komponist bietet hier ein recht angenehm zu spielendes und zu hörendes Werkchen, das, bei mittlerer Schwierigkeit der Ausführung, in seinen vier Sätzen — zwei Allegros, einem netten Menuett und einem gesangvollen Andante — gute und tüchtige Hausmusik, die willkommen sein wird. O. D.


Scherz und Spott


Der ideale Gatte. „Zuerst tatest du immer so, wie wenn dir an meinem Gelde nichts läge, und jetzt gibst du es so leichtmünnig aus!“ — „Nun gerade deshalb. Ich habe dir doch immer versichert, daß ich nicht auf dein Vermögen lebe!“

Männerschicksal. Frau Meier ist sehr wohlthätig und interessiert sich besonders für den „Frauenverein zur Pflege von Schwachmünnigen“. Meier ist von dieser Beschäftigung seiner Frau außer dem Hause nicht gerade erbaud und eines Tages brummt er: „Ich möchte nur wissen, was die Frauen immer mit den Schwachmünnigen zu tun haben.“ — Worauf Frau Meier freundlich erwidert: „Gewöhnlich heiraten sie sie, mein Lieber.“